

BUNTE WELT

Nr. 39

Unterhaltungsbeilage

1935

Marseille / Von J. B.

Wir stellen vor: Marseille, lateinisch Massilia, griechisch Massalia, 600 vor Christi von den griechischen Phokäern gegründet, an welche man sich noch heute gerne erinnert, wie zahlreiche Geschäftsfirmen verraten, die sich mit dem schmückenden Beiwort „Phocéenne“ versehen. Obwohl 2535 Jahre alt, beinahe eine Millionenstadt und zweitgrößte Stadt Frankreichs, wie die vielen Wahlplakate bei den Gemeindevahlen mit Stolz vermerken, besitzt Marseille immer noch keine öffentliche Kanalisationsanlage. Oder besser gesagt, eine zu öffentliche, denn aus den Häusern fließt das Spülisch in besondere Rinnen, die längst der Gehsteige laufen. Eine fürsorgliche Stadtverwaltung öffnet dann verschiedene Wasserhähne, und auf diese zwar einfache, aber doch wohl etwas kulturwidrige Weise fließt — mit Verlaub — der Dreck durch unzählige Miniflässe dem Meere zu. Man pflegt sich dann zu wundern, daß der Hafen und sogar die elegante Plage am Ausgang der großen Promenadenstraße des Prado gar so schmutzig sind.

Nebrigens macht auch die Abfuhr keine große Sorgen. Des Abends tragen die Hausfrauen alles, was sich während des Tages in der Küche an Abfällen ansammelt, auf die Straße und schichten es zu hübschen Häufchen. Wahrscheinlich könnten sich die zahlreichen Katzen sonst nur schwer ernähren. So aber hoden auf jedem dieser Hebrichtshäufen drei oder vier Katzen und wühlen mit Behagen zwischen den Konservenbüchsen, Fisch-, Fleisch- und Gemüseabfällen und sonstigem Mist herum und finden ihren Lebensunterhalt. Zutweilen beginnen sie, um die besseren Brocken zu streiten und das gibt dann ein schauerliches Nachkonzert. Früh räumen von der Stadt dazu angestellte Männer den Abfall von den Straßen weg und werfen ihn ins Meer. Manchmal lehnt aber dieses die edle Gabe ab und wirft sie ans Ufer zurück, wo sie dann bis zum nächsten Mistral liegen bleibt. So wird der Mistral trotz seinem boshaften Ungeßüm doch noch zum Wohltäter der Stadt.

Am alten Hafen steht die Mairie, das Rathaus. Unweit davon sind die neuen Kais, wo die großen Dampfer landen. Da gibt es natürlich viele Matrosen und diese bedürfen nach langen Seefahrten einiger Vergnügungen. Sie pflegen auch Geld zu haben, wenn sie abheuern, und so ist es durchaus in Ordnung, daß sich das „Vergnügungsviertel“ Marseilles in dieser Gegend befindet. Dem Fremden sei es aber nicht empfohlen, etwa in die hinter dem Rathaus gelegene Rue de la Reynarde und in die angrenzenden Seitengassen zu gehen. Er meint, als harmloser Spaziergänger durch die diversen Auzil 4 und Thor 8 und „à la lune, first class house“ unbemerkt hindurchzuschlüpfen, aber er wird sich schwer irren. Eine beliebige Madame wird ihn am Arm ergreifen und ihm zunächst gut zureden, er möge doch die belles filles besuchen kommen, die sich angeblich im Hause verbergen. Glaubt er etwa, die ergangene Einladung höflich ablehnen zu dürfen, so wird er bald eines Besseren belehrt werden. Man wird ihn einfach packen und

mit Gewalt ins Haus zu ziehen versuchen. Schüttelt er dann ebenso energisch die auf Gastfreundschaft so erprobte Werberin ab, so wird ihm eine Klut von Schimpfwörtern die notwendigen Begriffe von den Pflichten beibringen, die er als Eindringling hier auf sich genommen hat. Gelinnet es ihm dann trotz aller Widerstände, sich den Weg weiterzubahnen, so wird er nur zu bald merken, daß er von der Sylla zur Charubdis entwich. Und wehe ihm, wenn er etwa einen Hut auf dem Kopf oder eine Brille vor den Augen trägt! Man wird ihm diese Attribute einfach wegnehmen und froh kann er sich schämen, wenn er gegen ein Lösegeld von einer oder zwei Zigaretten von dannen gehen darf. Jede gewalttätige Zurückholung des geraubten Eigentums wird mindestens mit „sal hohe“, aber auch mit erhobenen Stühlen und drohend geschwungenen leeren Flaschen beantwortet. Das zarte Geschlecht ist also zumindest hier gar nicht besonders zart und das einzige, was übrig bleibt, ist schnellster Rückzug. Polizei ist natürlich nirgends zu sehen und wer sich in die Höhle des Löwen wagt, möge sehen, wie er wieder herauskommt. In zoologischen Gärten pflegen allerdings wenigstens Warnungstafeln zu sein und Genosse Henri Tasso, Député-Maire von Marseille, könnte die Fremden in der Umgebung seines Rathauses in ähnlicher Weise schützen.

Doch vielleicht entspringt das exzentrische Gebaren jener Mädchen der unerbittlichen Vitalität, die den Franzosen und vor allem den Südfranzosen eigen ist. Jede Bewegung atmet hier Freude am Dasein, Freude am Leben. Und vermessen wäre es wahrscheinlich, hier von einer ungenügenden Population zu sprechen, denn die Menge der Kinder aller Lebensalter, die sich besonders in den Straßen und auf den Kais der Vorstädte tummeln, würde einen soziales Lügenstrafen. Die Menschen sind freundlich und hilfsbereit, zwar lärmend, aber nicht streifüchtig. Das sieht man am besten bei ihren Spielen oder eigentlich besser bei dem Spiel, dem man hier mit Leib und Seele ergeben ist. Eine Art Kugel-Spiel ist es und je mehr mitun, desto interessanter wird es. Eine kleine Metallkugel wird irgendwohin auf die Straße oder auf einen Platz geworfen. Für die Mitspieler gilt es nun, diese größere Messingkugel möglichst in die Nähe dieser kleineren Kugel zu placieren. Jeder Spieler hat zwei solcher größeren Kugeln, die hohl gegossen und außen mit verschiedenartigen Millen verziert sind. Diese zwei Kugeln eröffnen ihm theoretisch die Chance, die Kugeln der Gegner wegzuschleudern und die eigene möglichst nahe an das ersehnte Ziel zu bringen. Da das Spiel auf jedem Gelände gespielt wird, das auch fast ständig wechselt, so ergeben sich hier für die Geschicklichkeit der Spieler die mannigfaltigsten Aufgaben. Es gilt zu berechnen, wann und wo die geschleuderte Kugel stehen bleibt, ob sie nicht einen kleinen Abhang hinunterrollt, man muß die Laufbahn nach den Unebenheiten des Bodens abzuschätzen verstehen und vieles andere mehr. Zu jeder Tages-, besonders aber Abendstunde

sieht man an allen Ecken Gruppen solcher Spieler, die von einer Menge von Zuschauern umringt werden, welche in sachmännischer Weise die einzelnen Würfe beurteilen. Aber obwohl täglich Bejn- und Hunderttausende solcher Partien gespielt werden, habe ich nirgends einen Streit gesehen oder gehört. Es wird viel gelacht und auch gehänselt, wenn ein Spieler mit ernst Miene die Kugel wirft und, wie er glaubt, trefflicher säleudert, während sie zwei oder drei Meter weiterrollt, als sie sollte; aber gestritten wird nicht. Wozu auch? Bald wird die nächste Partie beginnen und da kann man sein Mißgeschick verbessern. Man will sich amüsieren, will spielen, aber nicht Krach machen und sich das Leben vergällen. Man arbeitet auch, gewiß, weil es notwendig ist; aber die Arbeit zum eigentlichen Sinn des Lebens zu erheben, wie es etwa die Deutschen tun, das fällt offensichtlich keinem ein. Und ebenso wenig wird man nach dem Krieg um des Krieges oder irgendwelcher kriegerischer Vorbeeren willen rufen. Man will leben und sich des Lebens freuen. Eine primitive Philosophie, gewiß. Aber sagt, ob es nicht die richtige und einzig taugliche ist?

Neberhaupt diese Franzosen! Einem von Dinter Kohenberg und Streicher erzogenen Germanen muß sich Herz und Magen im Leibe umdrehen. Was man hier an allen Ecken und Enden an verbreiteter „Massensünde“ trifft, das ist einfach gar nicht auszudenken. Am Abend schlern die weißen Mädchen ganz unverfroren mit Toblschwärzen kräuselhaarigen Regern und man achtet am Brunnen vor dem Tore gar nicht auf die Klasse, sondern offenbar auf andere Eigenschaften. Und kein gestrenger Sittenwächter kommt, um dieser schwarzen Schmach mit Neidbeitische und anderen Menschen der höheren Zivilisation ein Ende zu bereiten. Wie denn auch sogar Neger und Araber als Straßenbahnschaffner und sonstige Amtsortane tätig sind und in der obrigkeitlichen Uniform einberufolieren. Heute sah ich sogar, daß in einem ob Marseille gelegenen Fort ein Quade statuenaleich den Wachtendienst versah. Die heiligsten Güter der Nation werden solchertart dem Rinderastian ausgeliefert. Das ist offenbar ein Werk Ajudas, das die Franzosen vernichten soll. Aber sie merken noch nicht und scheinen sich im Gegenteil ganz wohl dabei zu fühlen.

Nebrigens darf man aber fragen, wie es eigentlich die Deutschen mit ihren schwarzen Bürgern zu halten gedächten, die sie in den so heiß ersehnten Kolonien gewinnen? Wahrscheinlich würden sie durch ihre Jugendsüchtigkeit zum Deutschen Reich auch rassistisch geadelt, wie vor dem die „Polarsen“ und die Kabaner.

Von dem starken politischen Interesse, das allenthalben herrscht, zeugen die Anschlagtafeln und die Mauern der verschiedensten Gebäude. Noch stehen zahlreiche Plakate, welche auf die Gemeindevahlen vom Mai und auf die Nationalfeier am 14. Juli Bezug nehmen. Die Linksparteien beherrschen offenbar das Feld und besonders die SPAD, die Sozialistische Partei Frankreichs, welche die Mehrheit in Marseille

innert und den Bürgermeister stellt, hat anscheinend propagandistisch ausgezeichnet gearbeitet.

Allerdings hat sich die nationalistische Welle etwas merkwürdige Propagandamethoden erzwungen. Da wickelt Henri Tasso, der sozialistische Bürgermeister, auf einem Riesensplafat für seine Liste und unterschreibt sich mit „Le député-maire“, aber auch mit „Präsident des Ausschusses für die Handelsmarine, Erster Vizepräsident der Handels- und Gewerbekammer, Chevalier der Ehrenlegion und Inhaber des Kriegskreuzes“. Er wendet sich an die Republikaner, an die Demokraten, an die Sozialisten und „an meine Freunde“. Die Wahlpropaganda selbst ging unter dem Motto: „Für Marseille, für Frankreich, für den Sozialismus und für die Demokratie“ vor sich; ebenso dankt nun auch Henri Tasso nach gelonnener Wahlkampf den Wählern für ihr Vertrauen und verspricht für Marseille, für die Republik und den Sozialismus zu wirken.

Doch auch die Kommunisten sind nicht müßig. Ihre Plakate wenden sich gegen die Dekrete Lavals, gegen die übrigens auch gemeinsam im Namen der Volksfront protestiert und zu Manifestationen aufgerufen wird, wo gemeinsam sozialistische und kommunistische Redner sprechen. In einem Plakat danken sie den Wählern, daß sie von 12.000 auf 17.000 Stimmen gestiegen und damit zur drittstärksten Partei Marseilles geworden seien.

An einer Mauer findet man die lapidare Forderung „Mocque en prison!“, aber offenbar denkt die Regierung gar nicht daran, den Führer der Feuerfreuzler einzusperrten. Eine andere Aufschrift verkündet „Vive les Soviets — à bas les deux ans“, was offenbar in gewissem Widerspruch zueinander und vor allem gegen die Auffassung Stalins steht.

Vielfach sieht man auch das neue Zeichen der Volksfront: links Hammer und Sichel, rechts die drei Pfeile, die anscheinend ohne Befürchtung von den französischen Sozialisten übernommen wurden, und als Schutzzeichen ein dreizackiger Stern. Der fünfzackige Sowjetstern mit den drei Pfeilen zur Einheit verschmolzen. Den propagandistischen Vorteil dürften freilich nach den bisherigen Ergebnissen die Kommunisten davontragen.

An die Weltgeschichte rühren vier Bronze tafeln, die an zwei Handelsläbern in der Cannebière, Ecke Place de la Bourie, wenige Schritte vom alten Hafen, angebracht sind.

Ici sont tombés pour la Paix et la Liberté le Roi preux Alexander Ier du Jugoslavie ami de Marseille et de la France et le Président Louis Barthou ministre des affaires étrangères 9 oct. 1934

Links oben das Wappen der französischen Republik, rechts jenes des Königreiches Jugoslawien. Nur etwa hundertfünfzig Schritte weit konnte sich Alexander auf französischem Boden bewegen. „Er war nicht lange unser Gast“, senkt bekümmert eine dicke Wirtin, die mich auf die Tafeln aufmerksam machte. Wieviel hat gefehlt und ein neues Sarajevo konnte die Welt in Flammen setzen?

Doch die Weltgeschichte und Feuerkreuz, Faschismus und Lavalsche Dekrete, sie gehen unter im Drang nach dem Leben und im täglichen Leben selbst. Man diskutiert, man regt sich auf, man wird auch vor einer Demonstration nicht zurückschrecken, aber am glücklichsten wird sich der Fischer fühlen, wenn er seine Netze zum Trocknen ausgebreitet hat und die Angel nimmt,

um selbstvergessen in der Brandung mit den Moulès am Hafen zum Vergnügen die verirrten Fischlein zu fangen oder, wenn er seine zwei Messingboules zur Hand nimmt, um sie lustig

gegeneinander klingen zu lassen. Denn Politik ist nicht um ihrer selbst willen da, sondern deshalb, um den Menschen zu helfen. Und das ist es, was die, die sie machen, leider nur zu oft vergessen.

Abenteuer im Kalifornien-Express

Im eleganten Pullmann-Car des Kalifornien-Expresszuges, der nach Los Angeles fährt, sah eine junge, schöne Dame, die neben sich ein Magazin liegen hatte. Es war offenbar kein Zufall, daß diese Zeitschrift recht demonstrativ hierher gelegt worden war, denn das Titelblatt zeigte das Bild des berühmten Filmstars Clara Bell, und die schöne Reisende wollte auf diese „unauffällige“ Weise wohl die anderen Passagiere unterrichten, mit wem sie die Ehre hatten, die Bahrt zu machen. Es war nämlich nicht zu verkennen, daß der abgebildete Filmstar und die Besitzerin des Magazins eine und dieselbe Person waren. Die zwei Herren, die in dem Abteil saßen, hatten bereits von dem Tauschhand Kenntnis genommen und überboten sich in Liebenswürdigkeiten, denn sie schätzten sich glücklich, die Bekanntheit der berühmten Künstlerin zu machen. Die im allgemeinen recht langweilige Fahrt durch das eintönige Land verlief in angeregtester Weise, denn die schöne Schauspielerin erwies sich als eine geistreiche und interessante Gesellschaftlerin, die vorzüglich zu plaudern verstand. Sie sparte nicht mit temperamentvollen Handbewegungen und zeigte dabei zahlreiche prächtige Brillantringe, mit denen ihre Finger reich geschmückt waren und die von den Herren gebührend bewundert wurden. Um den Hals trug sie eine herrliche Perlenkette, die von einem der Mitreisenden auf 40.000 Dollar geschätzt wurde. Ein entzückendes Lächeln aus den schönen Augen der Künstlerin dankte ihm, aber ein sehr aufmerksamer Beobachter hätte auch ein wenig Spott darin sehen können. Die Herren drückten ihr Gesammeln darüber aus, daß die Künstlerin keine Kurdt habe, auf einer Eisenbahnfahrt ein solches Vermögen an sich zu tragen, aber der Filmstar nahm aus der goldenen Tasche einen Browning und sagte: „Das ist mein bester Schutz.“

Die Zeit verging wie im Fluge. Die Herren waren in der angenehmsten Stimmung, die durch die Gegenwart einer schönen Frau hervorgerufen wird, und ahnten nicht, daß ihrer noch ein aufregendes Abenteuer harrte. Mitten in einer Erzählung über romantische Jugendschicksale verkrümmte nämlich die Filmdiva plötzlich, starrte wie geistesabwesend vor sich hin, sprang dann auf und rief: „Was soll mir dieser Tand!“ Mit diesen Worten warf sie ihre prächtige Perlenkette zum Fenster des dahinfliehenden Expresszuges hinaus. Ihre beiden Mitreisenden sprangen entsetzt auf und wollten zu ihr eilen, aber der Revolver, den sie immer noch drohend in der Hand hielt, schreckte sie zurück. Dann schien sich eine wahre Koserei der Künstlerin zu bemächtigen. Sie riß die Ringe von ihren Fingern und warf sie gleichfalls zum Fenster hinaus, die goldene Handtasche nahm denselben Weg, und schließlich nahm die Künstlerin ihre Armbänder und wollte sie auch hinauswerfen. Aber sie zögerte einen Augenblick und sah die beiden Herren an, die in Todesangst dasahen, denn sie waren fest davon überzeugt, daß die bedauerenswerte Künstlerin geisteskrank geworden sei. Während der Jüngere von ihnen wie gelähmt dasah und sich nicht bewegen konnte, machte der Ältere einen Versuch, ihr die gefährliche Waffe wegzunehmen. Er näherte sich ihr mit dem freund-

lichstem Lächeln und fragte: „Kann ich Ihnen vielleicht in irgendeiner Weise behilflich sein?“ Aber bevor er noch an sie herankommen konnte, zückte sie auf ihn den Revolver und kommandierte: „Ganz ruhig bleiben, Hinsehen.“ Dann stand sie auf und warf auch ihre Armbänder hinaus. Mit den Worten: „So, jetzt bin ich alles los“, sank sie wie erschöpft auf ihren Sitz und sah eine Zeitlang wie erstarrt da. Nur den Revolver hielt sie schuhbereit in der Hand. Ein entsetzliches Schweigen herrschte in dem Raum. Die Herren fürchteten, daß in jedem Augenblick der Wahnsinn in verstärkter Form ausbrechen könnte, und wußten nicht, was sie tun sollten, denn die Notbremse befand sich an der Seite, wo die Wahnsinnige saß, so daß sie nicht in Tätigkeit gesetzt werden konnte.

Pfötzlich lächelte die geistesranke Künstlerin leise vor sich hin, und die Herren hätten gern gehofft, daß der Anfall vorüber sei, da das Lächeln der schönen Frau durchaus nicht geisteskrank aussah — aber sie erinnerten sich, gelesen zu haben, daß die gefährlichsten Wahnsinnigen auf den Laien oft einen völlig gefunden, harmlosen Eindruck machen. Dieses entzückende Lächeln hatte aber die Folge, daß die beiden Herren von dem schmerzlichen Mitleid mit der unglücklichen Frau erfüllt wurden und der Ältere dem Jüngeren durch die Zähne flüsterte: „Ein furchtbarer Jammer, eine so schöne Frau!“ Jetzt wandte sich die Künstlerin, die den Revolver weglegte, in ruhigster und liebenswürdigster Weise an den älteren Herrn: „Seien Sie so liebenswürdig und geben Sie mir meine Brillantringe und meine Perlenkette wieder. Alles liegt in Ihrer rechten Handtasche.“ Der Angeredete rührte sich nicht, denn nun war es ganz klar, daß die Frau verrückt war. Aber die Künstlerin ließ nicht locker.

„Wollen Sie denn meinen Schmutz behalten? Sehen Sie nur ganz ruhig nach. Er liegt wirklich in Ihrer Tasche. Und Sie“ (mit diesen Worten wandte sie sich an den zweiten Mitreisenden) „geben mir, bitte, meine goldene Handtasche, die Sie oben neben Ihrem Taschentuch haben.“

Beide Herren saßen nun tatsächlich in ihren Taschen nach und beförderten daraus Ringe, Armbänder, Perlenkette und Handtasche, die doch vor ihren Augen zum Fenster hinausgeflogen waren. Wie erstarrt saßen sie da, als die Künstlerin mit reizender Verlegenheit sagte: „Vergeßen Sie mir den Scherz, den ich mir mit Ihnen gemacht habe. Ich bin weder verrückt, wie Sie fürchteten, noch bin ich der Filmstar Clara Bell, dem ich nur sehr ähnlich sehe. Die Ringe und Perlenkette sind keine Kostbarkeiten, sondern Bühnenschmuck und Künstlerrequisiten. Ich bin nämlich eine Bauerkünstlerin, und Sie“ (mit diesen Worten wandte sie sich wieder zu dem älteren Herrn) sind der große Manager Richardson. Ich kenne Sie selbstverständlich sehr gut. Es ist mir aber bisher noch niemals gelungen, in Ihrem Bureau bis zu Ihnen vorzudringen. Ich durfte im Vorzimmer wie Hundert andere meine Adresse einschreiben. Da erfuhr ich, daß Sie in diesem Zuge nach Hollywood fahren, und mein Plan war gemacht. Erst wollte ich Ihre Aufmerksamkeit als berühmter Filmstar

Ewige Kreise

Eine Filmtragödie in Pressenotizen

„Tageschau“: „Die Fantasie-Film lud gestern die Presse zu den Aufnahmen ihres neuen Großfilms „Stürme der Liebe“ ins Atelier. In einer gigantischen Dekoration, die den Tanzsaal eines Luxushotels darstellte, wurde eine große Eifersuchtszene zwischen Mia Magnesia und Dolores Santuzza gedreht. Man gewann den Eindruck, daß diesmal nicht nach der alten Schablone gearbeitet wird, daß bei diesem Film Männer mit Ehrgeiz und neuen Einfällen am Werk sind, die neue Wege einschlagen wollen; und so ist ein Film im Entstehen, der aus dem Rahmen der Serienproduktion fällt und eine Standardleistung unserer Filmindustrie zu werden verspricht...“

„Illustrierte Wochenpost“: „In einer Aufnahmepause besuchten wir Mia Magnesia in ihrer Garderobe. Es macht mir besondere Freude, erklärte die Diva, unter der Regie Kurt Hans Walters arbeiten zu dürfen, eines Regisseurs, der alle ausgetretenen Wege meidet. Hier habe ich endlich die künstlerische Aufgabe gefunden, nach der ich mich seit Jahren sehnte. Nicht eine Attrappe spielen, eine Marionette, sondern einen Menschen aus Fleisch und Blut. Ich habe die ewiggleichen Schablonenrollen seit langem satt. Diesmal hoffe ich, dem Publikum beweisen zu können, daß ich nicht nur ein elegantes Abendkleid zu tragen, sondern auch ein Menschenfickal zu gestalten verstehe...“

„Die Zeitschau“: Dolores Santuzza war seit ihrem ersten großen Erfolg in „Die Räuberin“ als Vamp abgestempelt. Man hat sich lange gewünscht, sie auch in einer anderen Rolle zu sehen, denn man ahnte, sie kann viel mehr... Diesmal werden wir sie endlich in einer anderen Rolle sehen und erleben. Ihre Verehrer werden erstaunt sein: sie hat nicht nur ihre Haarfarbe verändert, sie ist ein anderes Geschöpf geworden; nicht mehr die blutdürstige Männervernichterin — ein Dämon, der schicksalhaft Unheil bringen muß und selbst daran zugrunde geht... Endlich die lang-erhoffte große, entscheidende Aufgabe...“

„Die Metropole“: „Herr Horst Knudsen, der Liebling der Damen, schüttete unserem Vertreter sein Herz aus. Ach, sagte er, ich habe es satt, immer nur den lächelnden, wie uns die Serienproduktion künstlerisch habet — das Publikum wird unserer auch allzu schnell überdrüssig, wenn wir uns immer in der gleichen Rolle zeigen... Diesmal...“

Und dann wird der Film „Stürme der Liebe“ aufgeführt. Und es schreibt die „Tageschau“: „Wieder einmal Tanzbars und Luxushotels — das Abgeriffene, Banalste, das der Filmregisseur zeigen kann. Wieder die alte Schablone. Ein Film,

ohne Ehrgeiz und ohne Einfälle. Wann wird die Filmindustrie endlich andere, neue Wege einschlagen? Dieses am laufenden Band erzeugte, typische Serienprodukt ist wahrhaftig keine Standardleistung unserer Filmindustrie. Es ist an der Zeit, daß...“

„Illustrierte Wochenpost“: „Mia Magnesia spielt wieder (zum wievielten Male?) eine niedliche Zoubrette. Eine Attrappe, eine Marionette. Kann sie aber auch einen Menschen aus Fleisch und Blut gestalten? Sie sieht in ihrem eleganten Abendkleid reizend aus, jedoch die ewiggleichen Schablonenrollen haben ihre künstlerische Entwicklung gehemmt, und wir bezweifeln, daß jemals...“

„Die Zeitschau“: „Dolores Santuzza vampt wieder, in ihrer altbekannten Manier, durch den Film, eine blutdürstige Männerverführerin, wie sie sich etwa der kleine Moritz vorstellt, doch nicht der schicksalhafte Dämon, der dem Verfasser des Films, unserem bewährten Mitarbeiter Ludwig Moser, vorgeschwebt haben mag. Sie hat ihre Haarfarbe verändert, aber ihre Begabung ist dadurch keineswegs gewachsen. Vielleicht steckt in Bräulein Santuzza eine Charakterdarstellerin von Talent; man sollte endlich den Versuch wagen, sie vor eine andere Aufgabe zu stellen — das Publikum nimmt die Verführungskünste dieses Vamps ohnehin nicht mehr ganz ernst...“

„Die Metropole“: „Herr Horst Knudsen setzt wieder seine ostbewährte Routine ein. Er vermag den Zuschauer nicht davon zu überzeugen, daß er wirklich der Herzensbezwinger der Schwermütter ist, den er glaubhaft machen soll — die Jahre sind auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen. Gleichwohl, er wäre immer noch ein brauchbarer Darsteller, wollte er endlich darauf verzichten, vom ersten bis zum letzten Meter des Films erbarmungslos zu lächeln. Nicht nur der Regisseur, auch Herr Knudsen hat diesmal wieder eine Chance ungenützt gelassen, eine Gelegenheit veräußert. Immerhin, wir geben die Hoffnung nicht auf. Vielleicht das nächstemal...“

Und fünf Zeilen tiefer:

„Die Fantasie-Film ist mit den Vorarbeiten zu einem neuen Film beschäftigt, der den Titel „Liebestürme“ führen wird. Der Film wird, sowohl was den Stoff, als auch was die Regie und die Besetzung anlangt, sich in ganz neuen Bahnen bewegen und ohne Zweifel nicht nur eine Ueberraschung für das Kinopublikum, sondern auch ein neues Standardwerk unserer heimischen Filmkunst darstellen. Als Regisseur wurde Hans Kurt Walter verpflichtet, für die Hauptrollen wurden Mia Magnesia, Dolores Santuzza und Horst Knudsen gewonnen...“

Fritz Rosenfeld.

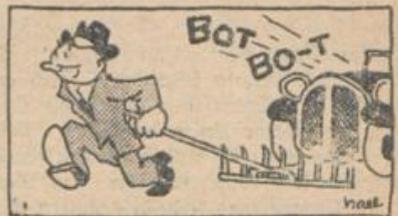
regen und Ihnen dann in einer Wahnstunde meine Kunstfertigkeit zeigen. Nun urteilen Sie, ob ich Sie von meiner Begabung überzeugen konnte.“

Jetzt erst atmeten die beiden Herren auf, denn bis jetzt hatten sie immer noch an irgendeine wahnstimmige Geschichte gedacht. Der Angeredete fragte lächelnd: „Ob Sie mich überzeugen haben? Der Schrecken sitzt mir jetzt noch in den Gliedern. Solch eine Kunst muß aber gebührend belohnt werden.“

Mit diesen Worten zog er ein Vertragsformular aus der Tasche, das er mit seinem

Füllfederhalter ausfüllte, nachdem er erfahren hatte, „was Kam und Ari“ seine reizende Reisegefährtin war. So hatte sie mit Mr. Richardson, dem Herrn über zahlreiche Varietés in den Vereinigten Staaten, einen sehr vorteilhaften Kontrakt abgeschlossen, der die kleine Wahnstimmige schon lohnte. Zum Schluß bat aber der Manager: Erzählen Sie keinem Menschen, was Sie hier angestellt haben, denn sonst bin ich auf meinen Reisen vor Wahnstimmigen nicht mehr sicher.“ Und die Künstlerin gelobte es.

Vorschläge zum Schutz der Fußgänger gegen Autofahrer



Heiteres

Was fehlt. Hauswirt: „Nun haben Sie die Wohnung angesehen? Gefällt Sie Ihnen?“ — Mieter: „Ja wohl, nur vermissen ich unter dem sonstigen Zubehör den Stall.“ — Hauswirt: „Den Stall? Wozu denn einen Stall?“ — Mieter: „Um den Esel unterzubringen, der den hohen Preis zahlt, welchen Sie für die Wohnung verlangen.“

Konkurrenz. Einem reizenden jungen Mädchen wird bei einer Zirkusvorstellung von einem Löwen ein Stückchen Zucker aus dem Munde genommen. Großer Applaus. „Das kann ich auch,“ ruft ein junger Mann aus dem Publikum. — „Was? Sie wollen das auch können?“ fragt das Mädchen. — „Freilich,“ meint der Jüngling, „grad so gut wie der Löwe!“

Hundegeschichte. „Was Sie auch über den Geruchssinn Ihres Waldmanns sagen können, mein Pups steht ihm in keiner Weise nach. Gestern hatte ich ihn zu Hause gelassen. Nach zwei Stunden entwich er und fand noch meine Spur. Was sagen Sie dazu?“ — „Sie sollten mal ein Bad nehmen.“

Nur Wahrheit ist peinlich. „Ich darf die als Freundin nicht verheimlichen, daß Frau V. überall Lügen über dich erzählt.“ — „Lach sie nur. Aber wenn sie anfängt, die Wahrheit über mich zu verbreiten, sage es mir gleich, damit ich ihr rechtzeitig den Mund stopfen kann.“

Peter Altenberg erzählt in Freundeskreisen, sein Schneider habe ihm gesagt, daß für ihn schwer zu arbeiten sei. „Wie?“ fragten ihn die Freunde, „hast du denn eine so unmögliche Figur?“ — „Nein, das nicht, aber ich zahl' nicht.“

Der Hund in der Straßenbahn. „Aber wenn ich volles Fahrgeld für meinen Hund bezahlen muß, dann darf er sich wohl auf einen Sitz legen?“ — „Aber natürlich, solange es ihn nicht mit den Füßen berührt.“

Der Fluch der Arbeitslosigkeit

Gesichter im Ahtl.

Die zerlumpten Gestalten drängen und stoßen sich vor dem Tor des Ahtls. Sie wollen noch rechtzeitig hineinkommen, um ein Bett in dem Schlafsaal, wo das Ueberrachten nichts kostet, zu bekommen. In den anderen Schlafzimmern kostet das Bett einen gewissen Betrag. Wenn aber einer zu spät kommt und diesen Vertrag nicht hat, dann bleibt ihm nichts anderes übrig, als wegzugehen und sich eine Nacht lang verzweifelt gegen Wind und Kälte zu wehren.

Neben diesem Gedränge stehen andere, die noch Geld besitzen. Sie brauchen sich nicht so zu beeilen. Für sie gibt es sicher noch einen Schlafplatz. Sie brauchen bestimmt nicht die Wänden und Denkmäler von Paris während der Nacht zu besichtigen. Vielleicht, wer weiß, besitzen sie sogar noch Geld für das Nachtessen?

„Unser täglich Brot gib uns heute!“

In großen Lettern steht der Spruch an den Wänden des Speisesaals. Wenn die Obdachlosen von ihrem Teller aufblicken, fällt ihnen der Spruch in die Augen. Er ist ihnen vertraut und sie nehmen ihn bitter ernst. Das Gebet der Obdachlosen — denn erinnern wir uns, daß „beten“ und „bitten“ zusammenhängt — ist immer dasselbe: „Gib uns unser täglich Brot! Gib uns Wohnung! Gib uns Kleidung! Und vor allem: Gib uns Arbeit!“

Der Saal ist hell erleuchtet und trotzdem scheinen die Gesichter dunkel. Struppige Haare hängen den meisten bis in den Nacken. Einige Glazen spiegeln das grelle Licht wider. Knorpelige Nasen mit Auswüchsen, aufgedunsene Wangen, glanzlose Augen starren aus den unrasierten Gesichtern. Manche haben es seit Jahren aufgegeben, sich zu rasieren. Graue oder schmutzig-braune Härte bedecken die zerrissenen Hemden. Andere lassen sich von Zeit zu Zeit, in nicht gerade kleinen Abständen, bei dem Ahtl-Coiffeur zurechtstutzen.

Dieser Coiffeur lebt in einem beständigen Zwiespalt. Ihm ist eine kriecherische Höflichkeit angeboren und in seiner Lehrzeit anezogen worden. „Wie aber,“ so fragt er sich, „kann ich zu solch lumpiger Gesellschaft höflich sein, ohne mich selbst auf ihre Stufe herabzugeben?“ Ueberlassen wir dieses Problem, an dessen Lösung er schon lange angestrengt arbeitet, weiter seinem Scharfjinn.

Nicht alle, die an den langen Tischen sitzen, sehen gleich zerlumpt aus. Männer, die erst seit kurzem arbeitslos geworden sind, tragen bessere Kleidung und lassen in ihrem Gebaren den Vorjah erkennen, bald wieder aus dieser Gesellschaft herauszukommen. Sie lieben es nicht, sich mit den Obdachlosen abzugeben, die schon jahrelang vom Bettel oder von kleinen, schmutzigen Arbeiten leben.

Jede Stand hat seinen Stolz, auch der des Ahtlleiters. Der geheime Stolz, mit dem mir der Ahtlleiter einen ehemaligen Advokaten zeigt, der seit einigen Wochen bei den Obdachlosen schläft, wäre einer psychologischen Abhandlung würdig.

Die Schlafräume füllen sich. Die Arbeitslosen verfrachten ihre Bündel in kleinen Päckchen über dem Bett. Die Bündel enthalten meist Kleidungsstücke, die sie sich bei großer Kälte überstülpen. Aus dem und jenem Bündel guckt ein Flaschenhals hervor. „Ist durchaus

lebensnotwendig!“ versichert mir ein Besitzer grinsend.

Und nimmt noch einen tüchtigen Schluck, bevor das Licht ausgelöscht wird.

Hundespazierensführerin.

Viele Arbeitslose in Paris und anderswo versuchen, ihren Lebensunterhalt durch den Zeitungsvverkauf zu fristen. Aber die Straßen sind bereits überfüllt mit andern Arbeitslosen, die dieselbe gute Idee gehabt haben, und so wird dieser Verdienst immer kleiner.

Auch die anderen „Berufe“ sind überfüllt. Ein „Beruf“ besteht darin, daß der Arbeitslose sich darauf verlegt, die Klebrichtkübel aus den Häusern auf die Straße zu tragen, ein anderer, das Gemüse vom Markt in die Wohnung des Käufers zu bringen.

Der originellste Beruf ist aber ohne Zweifel unlängst von einer arbeitslosen Frau erfunden worden. Sie sammelt nämlich die Hunde aus den vornehmen Quartieren von Paris und führt sie gegen Belohnung im Bois de Boulogne spazieren.

Nicht nur, daß sie als Hundespazierensführerin ihren Lebensunterhalt verdient! Sie ist auch berühmt geworden, denn die Pressephotographen haben sie bei dieser originellen Arbeit abgebildet.

Und außerdem, was man ja nicht etwa übersehen soll, hat die Existenz von Luxus-hündchen plötzlich einen Sinn bekommen. Denn sie ermöglichen es einem Menschen, in dieser besten aller Welten sein Brot zu verdienen...

G. Steiner.

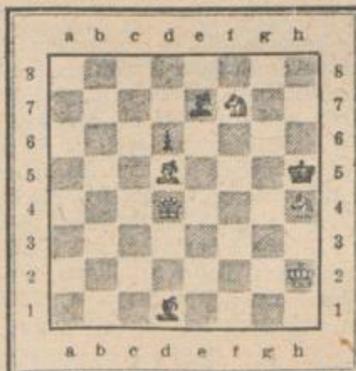


Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch. Drakowa Nr. 22. Post Modlan bei Teplitz-Schönbau.

Schachaufgabe Nr. 250.
Von Karl Traxler, Wien.
(Sammlung Spielbücher.)

Schwarz: Kh5, Ld1, e7, Bd6. (4)



Weiß: Kh2, Dd4, Ld5, Sf7, h4. (5)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 247: Tb5-b3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Schöffel Franz, Schönbritz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen (Aufgabe Nr. 27 leider nach 1. Sd2-b4+, Kxc4, 2. Td1-d4 matt, nebenläsig); Dinnebler Emil, Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Hahl Erwin, Nesterstz; Tessa Franz, Suchel; Ulbert Rudolf, Prosseditz; Hyna Josef u. Hyna Franz, Hostomitz; Walter Ludwig u. Robek Franz, Kwitkau; Trlitsch Gustav, Wisterschan.

Wissen Sie schon?

daß in U. S. A. von allen Konserben am meisten Konserben-Gundefutter verlangt wird; erst dann kommen Suppen und Milch;

daß es in der Sowjetunion 159 Nationalitäten gibt;

daß auch heute noch jeder zwölfte Todesfall auf Tuberkulose zurückzuführen ist;

daß es eine falsche Annahme ist, als ob Eulen das Tageslicht scheuen. Sie sind nur Nachvögel, weil sie in der Dunkelheit auf Beute ausziehen; im übrigen aber lieben sie es sehr, sich am Morgen, ehe sie sich zum Schlaf zurückziehen, eine Weile zu sonnen;

daß die Indianer einen langsameren Pulsschlag haben als die Weißen;

daß täglich mehr als 15 Millionen Meteore in die Erdatmosphäre eindringen;

daß die alten Römer einen großen Rosenbedarf hatten und diese Blumen sogar aus Ägypten einfuhrten.



Partie 87.

Gespielt am 17. VI. 1935 im Meisterturnier zu Rosas, Spanien.

Weiß: Grob, Schweiz. Schwarz: Flohr, CSR.

Holländische Verteidigung.

- 1. d2-d4 e7-e6
- 2. c2-c4 f7-f5
- 3. g2-g3

Gilt als die stärkste Waffe gegen die holländische Verteidigung.

- 3. ... Sc8-f6
- 4. Sb1-c3 Lc3-e7
- 5. Lf1-g2 0-0
- 6. e2-c3 d7-d6
- 7. Sg1-f3 Dd8-e7

Die Dame strebt auf die Diagonale g oder h-Linie. Aber vorerst mußte c7-c6 geschehen um den Springer von b5 fernzuhalten.

- 8. Dd1-e2 Sg8-c5
- 9. d4-d5 Sc5-d3
- 10. Sc3-b5 De8-d7

Erzwungen. Es zeigen sich nun die Folgen des Zuges De8.

- 11. Sf3-g5! e6-e5
- 12. e3-e4 h7-h6!
- 13. h2-h4? Weiß hat alle Brücken hinter sich abgebrochen. Das Opfer ist erzwungen, da sonst Bauer e4 verloren geht.
- 13. ... h6xg5

Zu rasch zugriffen! Es mußte zuerst a7-a6 geschehen, um den gefährlichen Springer b6 zu vertreiben. Durch diesen Unterlassungszug gerät nun Schwarz in entscheidenden Nachteil.

- 14. h4xg5 Sf6-g4
- 15. f3-f3 f5-f4
- 16. g3xg4 e5xf4
- 17. Lg2-h3! Le7-g5
- 18. Lh3xg4 Dd7-e7
- 19. Lg4xc8 Ta8xc8
- 20. Sb5xa7 Nun steht man die Folgen des raschen Schlagens im 13. Zuge von Schwarz. Stände der Springer nach a7-a6 auf e8, so könnte Schwarz mittels Sd8-f7 nebst e5 eine starke Stellung einnehmen.

- 20. ... Tc8-a8
- 21. Sa7-b5 Lg5-h4
- 22. Ke1-d1 Lh4-g3
- 23. Lc1-d2 e7-e6
- 24. Ld2-c3 Sd8-f7
- 25. Kd1-c2

Weiß mobilisiert nun alle seine Kräfte zum entscheidenden Stoß!

- 25. ... Sf7-h6
- 26. a2-a3 Kg3-f7

Ein Fluchtversuch des schw. Königs, wird abgeschlagen.

- 27. Th1-h5 Tf8-h8
- 28. Ta1-h1 Th8-e8
- 29. De2-d3 Kf7-g8
- 30. e4-e5! d6xe5
- 31. d5-d6 De7-d7
- 32. Lc3xe5 Th8-h7
- 33. Sb5-c7! Schwarz gibt auf, denn

auf Te8 oder f8 folgt Th5xh6! verderblich. Eine glänzende Leistung des jungen Schweizer Meisters.

Anmerkungen von L. Burian, Brünn.